

Resultate der Berathung nicht der wahre Ausdruck der Versammlung, der Zwiespalt zwischen innerer Ueberzeugung und äußerer Darstellung lastet wie ein Alp auf den Gemüthern und Gewissen, der Zweck der Konferenzen ist nicht nur nicht erreicht, sondern sie wären in diesem Falle sogar vom Uebel, von um so größerem Uebel, je berechtigter die kirchliche Autorität wäre, die etwa gewonnenen Resultate als wahren Ausdruck der Gesinnung anzusehen und darnach ihre Entschliefungen zu richten. Um schließlich noch das abzufassende Protokoll zu erwähnen, so dürfte es hinreichen, wenn die Namen der Theilnehmer, die gestellten Fragen, die erzielten Resultate darin verzeichnet würden; das Protokoll soll die Ungezwungenheit der Diskussion nicht hemmen, was aber der Fall wäre, wenn die Debatte in ihrer Vollständigkeit mit allen Reden und Gegenreden aufgezeichnet würden. Es ließen sich noch andere Bemerkungen über die Konferenzen hier anreihen; der Kürze zu Lieb sollen selbe einstweilen unterbleiben und es möge nur bemerkt werden, daß es sehr vortheilhaft wäre, wenn mit und nebst den offiziellen Pastorkonferenzen auch freiwillige abgehalten werden könnten; einen guten Plan für diese letzteren enthält (alte) theolog. prakt. Monatschr. 5. Jahrg. I. Bd. S. 396 u. f. f.

Kirchliche Zeitläufte.

Mitte Dezember 1862.

Es ist eben eine im Verlaufe einer achtzehnhundertjährigen Geschichte sich stets wiederholende Thatsache, daß die Kirche inmitten dem Sturmestoben, äußerer Befehdung und Bedrückung ihre glänzendsten geistigen Triumphe feiere. Sprechendes Zeugniß hievon hat das endende Jahr im vollen Maße gegeben. Die Pfingstfeier desselben in der ewigen Stadt hat ihrer geistigen Majestät und Größe nach in der Geschichte kaum ihres Gleichen

und die Worte, die Petrus in diesen Tagen, des heiligen Geistes voll, zu seinen Brüdern gesprochen, haben ihren tiefen, bedeutungsvollen Nachhall in allen Theilen der christlichen Welt gefunden. Wenn auch die gottlose moderne Wissenschaft gegen dies Wort der Wahrheit knirschend sich aufgebäumt, die unchristliche selbstüchtige Politik unserer Zeit darüber mitleidig zu lächeln versucht hat: sie sind beide in dem innersten Geheimnisse ihres Scheinlebens von diesem zweischneidigen Schwerte getroffen und tödtlich verwundet worden. So sehr sie es zu verhehlen suchen und so sehr sie sich anstrengen, die muthige Haltung des Angreifers haben sie nahezu verloren und sind nun mit allem Fleiße daran, von ihren Schlupfwinkeln aus durch die alten, ihnen eigenen Pfliffe das verlorne Terrain wieder zu gewinnen. Es mag sein, denn in diesem Thale des Jammers besitzt zuvörderst das Böse ein zähes Leben, daß sie sich von dem Todesstreiche scheinbar erholen und die Braut des Herrn auf mancherlei Weise zu schädigen sich anschicken; die Schärfe und die Wucht des guten alten Schwertes haben sie jedoch kennen gelernt und für lange Zeit einen heilsamen Schrecken davor befahren. Die Rodomontaden des Sardenparlamentes und der abenteuerliche Zug des rothen Häuptlings haben sich eben als den Schmerzensschrei einer ohnmächtigen Wuth herausgestellt, und das neue, eine Erbschaft des Fluches antretende Ministerium zieht es sichtlich vor, für jetzt wenigstens bescheiden aufzutreten und die zu hoch hängenden Trauben sauer zu finden. Ja selbst der Mann mit der eisernen Maske, der an der Seine die innere Entmuthigung durch prunkvolle Schauspiele und sinnlose Verschwendung zu verhüllen bestrebt ist, scheint in jenen Tagen seinen Meister gefunden zu haben und seine Studien von dem siegreichen Vordringen Cäsars hinweg auf den kunstvollen Rückzug Xenophons lenken zu wollen. Zum allerwenigsten hat der feine Kopf eine Macht kennen und fürchten gelernt, bei der weder die außerlesensten Pfliffe einer machiavellistischen Staatskunst, noch die verben Drohungen einer gut geschulten Soldateska etwas Erkleckliches verschlagen, weil sie

ihnen mit den jungfräulichen Waffen der christlichen Einfalt und Wahrheit entgegenzutreten gewohnt ist. In der mannhaften Erklärung des Episkopates hat er vielleicht eine Auseinandersetzung des einfachen: Non possumus ersehen, die seinem praktischen Geiste um so bedeutungsvoller erschienen, als sie im Namen von zweihundert Millionen Herzen ausgesprochen worden. Wenn ihm, der selber ein Göze der Zeit, doch stets sein stolzes Haupt vor den materiellen Götzen derselben im Staube anbetend zu neigen pflegt, bis jetzt die Goldwage für die Macht sittlicher Ideen gemangelt, so hat ihm die göttliche Vorsehung in ihrer erbarmenden Langmuth hiedurch auf einen handgreiflichen Beweis deutlich hingezeigt, welchen er „als der Erwählte von Millionen“ am allerwenigsten mißzuverstehen im Stande ist. Ob er dies Verständniß bloß in knechtischer Furcht oder in wahrhaft bußfertiger Gesinnung sich zu Herzen genommen, ob er, wie der Stifter des fränkischen Reiches, entschlossen zu verbrennen, was er bisher angebetet, und anzubeten, was er bisher verbrannt hat, das wird die Folge lehren; sicher ist nur Eines, daß, je nachdem er die große Lehre der Gegenwart erfaßt, auch seine Geschicke sich erfüllen werden und daß nicht bloß die rohe materielle Gewalt, sondern auch die ausgesuchteste Kunst menschlicher Weisheit an dem Felsen, der die Verheißung geworden, den Schädel sicher zerschellt.

Es ist eine uralte, jedem Kundigen mehr als sattfam bekannte Wahrheit, daß die Pestbeulen sittlicher Fäulniß, wie sie meistens in den höchsten Schichten der Gesellschaft ihren Ursprung nehmen, in den Niederungen derselben ihre vollständige Entleerung und dadurch, wenn es der göttlichen Erbarmung anders gefällt, ihre endliche Heilung finden. Gerade wie bei manchem Siechthum, das, wenn sich der Giftstoff im Haupte gesammelt, den ganzen Körper ergreift und im glücklichsten Falle in den Extremitäten seinen ägenden, aber heilsamen Ausfluß gewinnt. Nachdem die Träger von Gottes Gewalt, die allein auf Gottes Wahrheit und Gerechtigkeit beruht und darin die einzig haltbare Stütze

findet, mit Eiden und heilig beschwornen Verträgen leichtsinnig wie mit Schuffern gespielt, ist den Völkern, wie wir ein flagrantestes Beispiel in unsern Tagen an dem alten Hellas erlebt, über Nacht der superbe Gedanke gekommen, daß es in ihrem „natürlichen Rechte“ gelegen, eine gleiche Eskamotage zu ihrem vermeintlichen Helle zu versuchen. Der alte Spruch: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi hat auch im moralischen Sinne seine tiefgreifende Bedeutung und es ist mehr als wahrscheinlich, daß dem fränkischen Imperator, dessen Lebensziel es geschienen, zu Recht bestehende Verträge in ihrer Ohnmacht darzustellen, in den jüngst verflossenen Tagen Angesichts solcher Vorkommnisse die Idee annehmbar geworden, die verhöhten Verträge von Vिलाfranka und Zürich einer ernsteren Erwägung zu unterziehen. Das ist die geheimnißvolle Macht des Rechtes, daß er selbst diejenigen, die seiner nicht zu achten gewohnt sind, durch die Wucht unvorhergesehener Ereignisse zwingt, es wenigstens als nutzbringend zu schätzen. Ein anderes ist ferner aus der wahrhaft erbärmlichen Geschichte klar geworden, der gewichtvolle Umstand nämlich, wie wenig das Schisma, weil von der Gemeinschaft der Gnade losgetrennt, dazu geeignet, die Grundsätze der Gerechtigkeit und Gerechtigkeit in den Völkern wach zu erhalten, zu stärken, zu nähren und zur lebensvollen Blüthe zu entfalten. Denn, wenn auch, wie kaum zu läugnen, die göttliche Vorsehung in unsern Tagen und gewiß zur Dämpfung jeder bloß menschlichen Ueberhebung es zugelassen, daß die Furie der Empörung namentlich in jenen Ländern, welche der Kirche zugethan, ihren blutigen Umzug gehalten, so unterliegt es doch kaum der Erörterung, daß kein katholisches Volk so einstimmig alle Gesetze christlicher Sitte in dem Maße aus dem Auge verloren, wie wir dies an den schismatischen Griechen gesehen. Vielleicht daß, weil, wo die Bosheit überschwenglich, die Gnade noch überschwenglicher, es in den Plänen der göttlichen Erbarmung gelegen, durch diese unlängbare Darlegung der tiefsten sittlichen Fäulniß die Augen der Unglücklichen selber zu öffnen und auf jene Hügel hinzu-

wenden, von denen allein das Heil und die wahre Rettung zu erwarten.

Obwohl nun gerade unsere Tage den augenscheinlichsten Beweis dafür geliefert, wie ohnmächtig das Staatskirchenthum, welches sich eben in dem griechischen Schisma am vollkommensten herausgebildet, sich erweise, die sittlichen Ideen in den Völkern zu erhalten und zu heben, sind doch die Brutusse des österreichischen und außerösterreichischen deutschen Liberalismus in die bitterste Kränkung versetzt, daß es ihnen bis zur Stunde noch nicht gelungen, dieses Schibboleth ihrer wohlfeilen Weisheit in die Szene zu setzen.

Während in Hessen-Darmstadt die unergründliche Gedankentiefe des Nationalvereines an der Konvention der großherzoglichen Regierung mit dem Oberhirten von Mainz einen unüberwindlichen Gäßel befahren, ergeht sich die liberale österreichische Presse in schweren Klagen gegen den abtretenden Reichsrath, daß er nicht vor Allem und zuvörderst dieser Panacee alles menschlichen Unheils seine angestrengteste Aufmerksamkeit zugewendet. Es kursiren sogar dumpfe Gerüchte und wir wollen sie vorerst auch nur als solche bezeichnet haben, daß die für den Rechtsstaat schwärmende liberale Partei den Angriff auf eines der menschlichen Behufel der kirchlichen Freiheit, das Kirchengut, in ernste Aussicht und die „Hebung des niederen Klerus“ sich wieder bedeutend zu Herzen genommen. Daß der süße gebildete und ungebildete Pöbel solchem Beginnen lärmenden Beifall zujohlen werde, das dürfen sie versichert sein, wenn auch der letzte Zweck dieses echt sittlichen Gebahrens, die Bändigung der ultramontanen Meute, kaum erzielt werden dürfte. Reich ist der österreichische Klerus seit Jahren nicht mehr; gefällt und gelingt es den „Wissenden unserer Tage“ ihn in offene Armuth zu stürzen, so haben sie wohl den Individuen nicht aber der geistigen Macht desselben einen schweren Schlag zu versetzen gewußt. Die Tage, in welchen die Kirche in drückender Noth geschmachtet, waren die Tage ihrer geistigen Siege über die Herzen der Völker. Unwiderlegliches Zeugniß hiefür bieten die Blätter der Geschichte.

Es darf überhaupt, um das Gebahren des modernen Liberalismus in kirchlichen Dingen nur einigermaßen verständlich zu finden, nie aus dem Auge verloren werden, daß er nichts lernt und vergißt, daß für ihn die Geschichte das mit sieben Siegeln verschlossene Buch und daß er, weil arm an Geist und Gemüth, über die Schablone nicht hinauszugehen im Stande. Die Macht des heidnischen Roms, der Prunk der Byzantiner, die Größe der Hohenstaufen, der Stolz der fränkischen Bourbonen haben in dem frevelhaften Versuche die Hand an die Arche des Bundes zu legen nicht nur schmäbliche Niederlagen befahren, sondern sich selber ein ruhmloses Ende bereitet. Was soll die Zwergweisheit unserer Tage mit solch' frevlem Beginnen anders als scheitern, da ihre Macht viel hohler, ihr Prunk viel lächerlicher, ihre Größe viel eingebildeter und ihr Stolz viel dünkelfhafter sich erweist? Oder meint sie, welche, weil aller Innerlichkeit baar, nur die Oberfläche und nur die Rinde derselben schaut, es sei eben die Zeit gekommen, die scheinbar ohnmächtige Braut des Herrn in starke Fesseln zu schlagen und einen leichten Sieg über sie zu gewinnen? In der schönen Sage von dem altdeutschen Heldenschwerte Rose besteigt der jungfröhlliche König Dmit sein muthiges Roß und reitet auf Abenteuer ausgehend wohlgemuth in den blauen Tag hinein. In die Wilde lenkend ohne Straße und Pfade gelangt er in eine Aue am Gartensee. Hier gewahrt er einen schmalen Fußpfad, in einen Anger eingedrückt, dem folgte er aus Neugier und kam an einen kühlen Brunnen, der aus einer Steinwand ging. Neben dem Brunnen stand eine herrliche Linde, deren breitästiges Laubdach wohl fünfhundert Ritter zu überschatten vermochte. In den Zweigen saß lustiges Gewögel, unter der Linde aber lag im Grase ein Kind. Der König bindet sein Pferd an einen Lindenast und geht auf das liebliche Geschöpf zu; er betastet ihm sänftiglich Gesicht und Haar, immer mehr gefällt ihm das blühend schöne Kind und da weiltum sich Niemand zeigte, so nahm er es auf seine Arme, um es auf sein Roß zu tragen. Da wurde ihm unversehens ein

Schlag in's Gesicht gethan, daß dem jungen König die Funken ordentlich aus den Augen flogen. Ei, wie schlägst du so ungefüge! rief Dtnit ganz erstaunt, wo nimmst du so große Leibesstärke, du wunderliches Kind? Aber statt aller Antwort griff dieses ihn an, also kräftig, daß sich der König wehren mußte; es verdroß den Helden nicht wenig, und doch geberdete sich dieses so flink und faustkräftig, daß er droh in große Noth gerieth. Zuletzt kam es zu gütlichem Vergleich und das Kind verlieh ihm das Schwert: Rose, dergleichen noch niemals gesehen worden und das, wie viel er auch damit stritt, niemals Scharren bekam.

Die Sage hat eben keine lange und langweilige Deutung von Rörthen. Das Kind ist die Braut desjenigen, der in grauer Vorzeit, gerade in diesen Tagen, in Kindesgestalt der Welt geschenkt worden und sie ist berufen von seinem Leben und Weben und seiner Gotteskraft Zeugniß zu geben bis an das Ende der Zeiten. Weil die Geheimnisse der göttlichen Weltregierung sich darin erfüllen, daß der Herr das Thörichte erwählt, um die Weisheit und das Schwache, um die Stärke der Welt in ihrer ganzen Ohnmacht zu manifestiren, mag es wohl geschehen, daß die Kirche manchem Könige Dtnit, ob sich nun der goldene Reif seiner Herrschergewalt um ein einziges Haupt schlinge, oder ob sich dieselbe vielhäuptig auf sammteneu Lehnseffeln blähe, als ein, wenn auch liebliches, doch schwaches und armseliges Kindlein erscheine. Versucht es aber es anzutasten und es wider Willen, weil ihr es unbeschützt wähnt, in die Knechtschaft zu führen, an vielfältiger Bedrängniß werdet ihr nicht Mangel leiden, denn das Kindlein erfreut sich einer kräftigen und sicheren Faust. Nicht Jeglicher besitzt solche Kraft, wie der jungfröbliche König Dtnit, die Schläge muthig zu übertragen und, wie ihm, ist auch nicht Jedem die Klugheit geworden, zu rechter Zeit einen günstigen Frieden zu schließen. Dem Helden Schwerte: Rose — der concordia inter sacerdotium et imperium — liegt die Welt zu Füßen, und zwar nicht, um beherrscht und geknechtet, sondern um geheilt und gesegnet zu werden. Das Schwert darf man

freilich nicht als solches denken, das kaum gewonnen und ruhig in die Scheide gesteckt, derlei wunderbare Siege gewinnt. Auch Dnit hatte mit selbem manch' harten Strauß, manch' blutigen Streit, zu bestehen, allein es ist seiner Natur nach aus so gutem Eisen gehämmert und durch Gottes Gnade also gefest, daß es, so wild auch der Kampf, nie Scharten erleidet und deshalb zum Ende den Lorber erringt. Et nunc reges intelligite, erudimini, qui judicatis terram!

Es ist ein ernstes Gefühl, welches die Seele beim Nahen eines Jahreschlusses ergreift, ernst, insofern sie den Verlauf des eigenen Lebens, ernst, insofern sie das Leben der Völker in Bezug auf das allen gemeinsame ewige Ziel mit forschendem Auge betrachtet. In beiden Fällen mischen sich in den jubelnden Lobgesang, welcher am letzten Abende des scheidenden Jahres erschallt, die beschämenden Seufzer über die Verirrungen und Verwirrungen, deren sich der Einzelne, wie die Nationen, schuldig gemacht. Wenn je, so tritt in unsern Tagen, mit erschütternder Kraft das Wort des Psalmisten vor die zagende Seele: Apprehendite disciplinam, nequando irascatur Dominus et pereatis de via justa, cum exarserit in brevi ira ejus. Den Einzelnen ist gut predigen, ungemein schwierig ist es für die Völker; die Gnade des Apostolates wurde in Jahrhunderten nur auserlesenen Geistern verliehen. Darum möge jeder Einzelne von uns, namentlich von uns, denen die glorreiche Verheißung, aber auch das schwere Gebot geworden: Vos estis sal terrae — Vos estis lumen mundi — die gewichtige Mahnung des königlichen Sängers mit dem männlichsten Ernste erfassen, überzeugt, daß, wenn er sich selber rettet, Hunderte mit ihm und durch ihn gerettet werden; der göttlichen Verheißung gewiß, daß um etlicher Gerechten willen die Erbarmung des Ewigen die Ruthe der Züchtigung zurückzuziehen geneigt ist. Die Gnade des Herrn, welche die Schwäche zu Werkzeugen ihrer wunderbaren, unwiderstehlichen Macht erwählt, hat uns einmal zu Mittlern zwischen ihr und der armen Menschheit berufen; thun wir Buße, wir können ihrer

nicht genug für uns und für die Menschheit thun; vertrauen wir auf den Herrn, wir können nie zu viel auf ihn vertrauen, denn von Ewigkeit zu Ewigkeit währt seine Wahrheit und erbarmende Liebe! Beati omnes, qui confidunt in eo!

Literatur.

De donatione a Carolo Magno sedi apostolicae a. 774 oblata. Dissertatio historica et critica, scripsit Dr. Th. D. Mock. Monasterii, Brunn, 8. 102.

Die Spannung, in welcher die Lage des Kirchenstaates in der Gegenwart die Gemüther zumal der katholischen Welt erhält, hat Herrn Dr. Mock veranlaßt, aus der Geschichte des karlingischen Zeitalters, mit der er seit längerem sich beschäftigt, das Verhältniß Karls des Großen zum heiligen Stuhle herauszugreifen und die Schenkung jenes vom Jahre 774 einer eingehenden Besprechung zu unterziehen. Es ist bekannt wie weit die Ansichten über dieselbe auseinander gehen. Gregorovius, der neueste Geschichtschreiber der Stadt Rom, steht nicht an sie unter die Märchen zu verweisen, Giesebrecht dagegen spricht in seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit von ihr als von einer feststehenden Thatsache. Muratori wieder zweifelte an der Thatsächlichkeit der Schenkung und argwöhnte eine Fälschung der Quellen, während Perz, ein dem Italiener ebenbürtiger Quellenforscher, einem solchen Argwohn keinen Raum gönnt. Aber er, wie neuestens Abel in der Geschichte des Unterganges des Langobardischen Reiches, meinen die Schenkung Karls sei eine und dieselbe mit der des Königes Pippin. Dagegen behaupteten, ohne übrigens in der Beweisführung zusammen zu gehen, Cenni und andere eine Verschiedenheit der Schenkungen. Was ist das Rich-